

**Reinhold Olesch: Fontes linguae Dravaeno-Polabicae minores et Chronica Venedica J. P. Schultzei.** (Slavistische Forschungen, Bd 7.) Böhlau Verlag. Köln, Graz 1967. VIII, 359 S., 8 Abb. a. Taf., 1 Klappkte, 1 Faltkte i. Anh.

**Reinhold Olesch: Bibliographie zum Draväno-Polabischen.** (Slavistische Forschungen, Bd 8.) Böhlau Verlag. Köln, Graz 1968. XIII, 126 S., 1 mehrfarb. Kte i. Anh.

Vor genau zehn Jahren begann der Ordinarius für Slawistik an der Universität Köln, Prof. Reinhold Olesch, mit der Herausgabe der Quellen, auf denen seit Leibniz' Zeiten die Erforschung der Polabistik beruht. Zuerst war es der fotomechanische Nachdruck des *Vocabularium Venedicum* (1959) des Wustrower Pastors Christian Hennig, dann folgte (1962) Juglers *Lüneburgisch-Wendisches Wörterbuch*; ihm folgten (1967) die *Fontes linguae Dravaeno-Polabicae minores et Chronica Venedica J. P. Schultzei* und zuletzt, in einem eigenen Band, die *Bibliographie zum Draväno-Polabischen* (1968).

War die Herausgabe des *Vocabularium Venedicum* eine relativ einfache, mehr technische Angelegenheit (das Nachwort des Herausgebers umfaßt rund 10 Seiten), so war die Wiederherausgabe des Juglerschen Wörterbuchs schon eine anspruchsvollere und mehr Leistung fordernde Angelegenheit: auf 205 Seiten wurde mit reichem vergleichenden Apparat das Juglersche Wörterbuch herausgegeben, dann folgten drei kurze Texte aus Hennig v. Jessen, Eccard und Mithoff und nachher das deutsche Wortregister, drei Verzeichnisse (der französischen Wörter, der Flur-, Orts-, Fluß- und Landschaftsnamen) aus Juglers Vokabular und ein Verzeichnis der Angaben zur draväno-polabischen Aussprache mit der Literatur aus Juglers Vorwort und Vokabular. Darauf folgte auf 75 Seiten eine sehr aufschlußreiche Besprechung der Quellenlage des Draväno-Polabischen mit einem kürzeren dreiteiligen Anhang und dem Verzeichnis der handschriftlichen Quellen.

Wenn man bedenkt, daß Paul Rost nur das relativ sehr kurze Glossar von J. P. Schultze brachte (kaum 18 Seiten), dann wird man gewahr, daß eigentlich erst durch die Ausgabe Oleschs das einzige bodenständige, von einem Dravänen verfaßte Vokabular der wissenschaftlichen Auswertung zugänglich gemacht wurde. Was man bei dieser ausgezeichneten Ausgabe eventuell beanstanden könnte, ist nur, daß, auch wenn es sich um Abschriften handelte, keine Tafeln, die den handschriftlichen Text gegenwärtigen könnten, beigegeben wurden. Es wäre doch instruktiv zu sehen, wie einzelne Abschreiber dieselben Stellen abgeschrieben haben.

In den *Fontes minores* wurden von Texten, die einen Linguisten interessieren, herausgegeben: das *Vocabularium et phraseologium Vandalicum* der Kopenhagener Handschrift (S. 22—28), die Sammlung J. G. Domeiers (S. 29—34), Pfeffingers *Vocabulaire Vandale* (verglichen mit der Ausgabe Eccards, S. 35—49), die Texte in Mithoffs Briefen (S. 50—55) und in Leibnizens Kommentar (S. 56—57), ferner das Wörterverzeichnis des Anonymus (S. 58—61), das Kleine Autographon Hennigs (S. 74—78), die Vokabeln an M. de Baucoeur (S. 78—94), das Buchholtzsche und Müllersche Vaterunser (S. 95, 314), ein Nachdruck aus den Hannoverischen Gelehrten Anzeigen vom Jahre 1752 und am Ende eine Wortaufstellung aus J. P. Schultze (S. 166—183) — zusammengefaßt kaum 91 Seiten. Alles andere vor den sehr ausführlichen Anmerkungen (s. S. 225—236,

237—255, 256—257, 272—passim 276, 281—308, 312, 322—331) nehmen Texte ein, die Bräuche und Beschreibungen beinhalten und zum Teil auf freier, gut getroffener Auswahl beruhen. Nur hie und da tauchen slawische Wörter auf, meist entstellt durch die orthographischen Mängel der damaligen Rechtschreibung und sich nach einer besseren sehnd.

Bekanntlich gibt es im Zusammenhang mit dem Polabischen (oder Draväno-Polabischen) noch immer Fragen, die nicht als endgültig gelöst betrachtet werden können. Eine unter ihnen ist die Frage des Masurismus (ob diese Slawen in ihrem System den *tsh-*, *sch-*Laut gehabt haben oder nicht), eine andere, wie bestimmte Diphthonge ausgesprochen wurden und wie es zu anderen Lautänderungen kam. Eben darum, um *d a s* herauszufinden, war es dringend notwendig, daß sämtliche polabischen Sprachdenkmäler herausgegeben wurden. Reinhold Olesch, der dadurch einen Herzenswunsch des 1868 verschiedenen großen Indogermanisten August Schleicher verwirklichte, ist dieser Aufgabe — einer der wichtigsten, die sich den Slawisten in der Bundesrepublik stellten — in mustergültiger Weise nachgekommen. Es ist nur schade, daß er dabei nicht auch mehrere Aufnahmen der kleineren Handschriften gebracht hat. Unter den beiden, die im Band 7 geboten werden, ist die erste (Mithoffs Vaterunser) schon durch den eigenhändig geschriebenen inter- und juxtalinaren Kommentar von G. W. Leibniz wichtig: beweist er ja, daß der große Philosoph auch für das Lüneburgisch-Slawische ein Verständnis gehabt hat. Die zweite Aufnahme, auf der eine Seite der Kopenhagener Handschrift abgebildet ist, zeigt, daß in den Aufzeichnungen, wenn man sie selbst zu sehen bekommt, mehr System steckt als in den Transkriptionen, auf die man sonst angewiesen ist. Die Wahl dieser Seite war auch vom dialektologischen Standpunkt aus glänzend getroffen. Sie zeigt, wie es zu *Qui-pro-quo*-Situationen kommt, wenn der Fragende (A) den Antwortenden (B) nicht versteht und alles, was er sagt, als direkte Übersetzung erfaßt. Hier nur einige Beispiele, wobei das Polabische wörtlich unter Anführung ins Deutsche übersetzt wird: guten Tag „Grüß Gott“; heute „Samstag“; morgen „ist Sonntag“; gestern „Fasttag“ (Freitag); vorgestern „Donnerstag“, oder: woher „woher kommst du“; wie weit „eine halbe Meile“; wie viel „wie weit zu gehen“; wohin „wo bist du hingegangen“; hoch „ich schaue hinauf (nach oben)“; niedrig „ich schaue zur Erde“, usw. Man sieht, wie es in solchen Fällen leicht zu Mißverständnissen kommt und wie gut es eigentlich war, daß der Draväne so sachlich und nicht verärgert gewesen war; denn sonst hätten wir so manches andere zu lesen bekommen können.

Es war eine Sprache, die im Aussterben war und die um die Mitte des 18. Jhs. völlig verschwand. Ihr letztes Gebiet — das letzte Bollwerk der Slawen im Westen — lag im Lüneburgisch-Dannenbergischen südlich der Elbe, und die Aufzeichnungen ihrer Sprache stammen durchweg von Nicht-Fachleuten (von einem Amtmann, einem Mathematikprofessor, einem Pastor und einem Bauern, von denen nur der letzte slawischer Abstammung war und das Polabische sprach).

Die Bibliographie, die im 8. Bande enthalten ist, umfaßt über 800 (mit zusätzlichen Verzeichnissen über 1 100) Positionen. Wenn man sich recht viel Mühe gibt, wird man etwa fünf oder sechs Aufsätze finden, die nicht aufgenommen worden sind, und das beträgt kaum 0,5 v. H. — ein Prozentsatz, der in

Anbetracht der hektischen Zeit, in der wir leben und in der man wenig für die Philologie übrig hat, eigentlich sehr niedrig ist. Danach, wie winzig solche Lücken sind, läßt sich sichtbar ermessen, wie groß der Fleiß und die Sorgfalt des Herausgebers und seiner Mitarbeiter gewesen sind. Das Ergebnis ist in diesem Falle für beide zweifellos positiv. Sie haben ein Standardwerk geschaffen, auf das man immer wieder zurückgreifen wird.

Wien

Josef Hamm

**Das niedersorbische Testament des Miklawuš Jakubica 1548**, hrsg. und mit einer Einleitung und wissenschaftlichen Kommentaren versehen von Heinz Schuster-Šewc. (Deutsche Akad. der Wiss. zu Berlin, Veröff. des Instituts für Slawistik, Nr. 47.) Akademie-Verlag Berlin(-Ost) 1967. XLVI, 415 S., 2 Abb. a. Taf., 1 Kte.

Die hier veröffentlichte Handschrift des Neuen Testaments von Miklawuš Jakubica ist das älteste überlieferte größere Sprachdenkmal des Sorbischen (älter ist der Bautzener Bürgereid von 1532), eine wichtige Quelle für die westslawische Dialektologie. Die Papierhandschrift gehört zur Handschriften- und Inkunabelsammlung der Deutschen Staatsbibliothek zu Berlin, gegenwärtig in Tübingen. Bisher liegt keine wissenschaftliche kritische Gesamtausgabe und keine genauere sprachwissenschaftliche Bearbeitung der Handschrift vor.

Der bekannte Leipziger Slawist August Leskien hat die Handschrift unter dem Titel: „Das sorbische Neue Testament von 1548“ im „Archiv für slavische Philologie“ 1 (1876), S. 161—249, beschrieben und das Markusevangelium, das XIV. Kapitel des Matthäusevangeliums und das XXII. Kapitel der Apostelgeschichte abgedruckt. Wegen der Einflüsse einer tschechischen Bibelvorlage war Leskien der Meinung, daß es untunlich sei, die Handschrift ganz abzudrucken. Er und die „frühere herrschende Klasse in Deutschland“ werden „wegen ihrer ablehnenden Einstellung gegenüber allen slawischen Kulturnachweisen auf deutschem Boden“ getadelt (S. VIII).

Dem Abdruck geht eine ausführliche Einleitung des Herausgebers (S. VII—XLVI) voraus. Als Verfasser der Bibelübersetzung wird Nicolaus Kubike vermutet, 1523 evangelischer Prediger der Herrschaft Sorau. Er hat sich auf eine der ersten Lutherbibeln gestützt. Das slawische Sprachempfinden des Übersetzers wird als nicht immer ganz einwandfrei beurteilt. Die starken tschechischen Einflüsse in der Handschrift werden auf eine tschechische Bibelvorlage zurückgeführt. Der Übersetzer greift beim Fehlen eines entsprechenden sorbischen Ausdrucks zum tschechischen, was schon Leskien bemerkt hat. Der Satzbau folgt dem deutschen und tschechischen, was durchaus begreiflich ist, weil dem Vf. sorbische Vorlagen gefehlt haben und sein Werk eine Erstleistung ist. Da er gute Sprachkenntnisse gehabt und einen ausgezeichneten Überblick über die tschechischen Bibelübersetzungen besessen hat, meint der Herausgeber, daß er Mönch in Böhmen und vielleicht selbst Tscheche gewesen sei. Als ehemaliger Augustinermönch werde er Verbindungen zu Wittenberg gehabt haben. Die Orthographie ist im Vergleich zu gleichzeitigen tschechischen und polnischen Werken ungenügend; sie sollte dem an der damaligen deutschen Orthographie geschulten Leser verständlich sein. Die Untersuchung des Schriftdialektes führt wohl richtig auf ein sorbisch-lechisches Sprachgebiet, und zwar in den Ost-